

Zeit. Raum. Traumgeboren.

Matthias Michel

Been there within you
Been there without you
And you will never ever see me break or bend
The universe within me
Resounds throughout me:
Always the Dreamer ... from the vast beginning ... to the bitter end.
(Vince Wonderwall; *Ode To Another Dream*, 2012/2018)

Im Lichthof des neuen Campus-Gebäudes der Fachhochschule Nordwestschweiz in Muttenz bei Basel steht ein Monolith und träumt. Er ist elf Meter hoch und hundert Tonnen schwer, auf einer Grundfläche von zwei auf zwei Metern, umgeben von Wänden, Galerien und Treppensequenzen aus Beton, die sich, den kubischen Raum in schrägen Winkeln durchschneidend, himmelwärts winden. Dieser Umraum lässt an Konkretion und Ausdrücklichkeit nichts zu wünschen übrig. Es ist ein hellwacher Raum. Er bietet Platz für viertausend und mehr Menschen, die ihn durchqueren, ersteigen, überfluten werden, himmelwärts und anderwärts. Mittendrin steht der Monolith und träumt.
Er träumt den Traum von Raum und Zeit.

Wie lange dauert er schon an, dieser Traum von Raum und Zeit? – Mindestens eine Ewigkeit, würden wir sagen, wenn wir denn unbedingt antworten müssten. Es wäre die erstbeste und letztmögliche Antwort, die uns einfiel. Wie lange eine Ewigkeit dauert, wüssten wir allerdings nicht zu sagen, und wer wollte es uns verübeln, da doch eine Ewigkeit exakt die Raum- und Zeitspanne ist, von der niemand mehr zu sagen vermag wie lange sie schon gedauert hat – und wie lange sie noch dauern wird. Was wir sagen können, ist, wie der Traum anfängt. Da ist eine tiefe, endlose Leere, und weil sie endlos tief und grenzenlos leer ist, träumen wir sie schwarz. Wir sehen nichts, wir hören nichts, wir fühlen nichts. Dann sehen und hören und fühlen wir noch immer: nichts, und allein schon dieser fühllose Anfang aus tiefschwarzer und grenzenloser Leere kommt uns wie eine Ewigkeit vor. Und dann, ganz plötzlich und buchstäblich aus nichts, erfühlen wir, wie die Leere andauert. Wir erfühlen, dass die Zeit vergeht, was auch immer das bedeuten mag. Wenn wir in Worten ausdrücken müssten, wie es sich anfühlt, würden wir sagen: Es fühlt sich an wie nichts als Angst. Die Nichtsalsangst, die sich einstellt, wenn nichts als die rhythmisch pochenden Vibrationen des eigenen Herzschlags sich in einem schwarzen, endlos tiefen und grenzenlos leeren Universum verlieren. Die Angst: die Zeit: der Rhythmus. Das dumpfe, urtümlichste Trommeln im Herzen der urgründlichsten Finsternis: *Das* erfühlen wir immer zuerst. Und dann fängt das Denken an. Der erste Gedanke fragt: *Wie tief ist die Zeit?* –

Der Monolith besteht aus in Beton eingegossenen Materialien, die von der Schweizer Künstlerin Katja Schenker in über zwei Jahren sorgfältig gesucht, gesammelt, gelagert und sortiert worden sind: Holz, Gestein und Metalle aus verschiedenen Regionen der Schweiz, aus Flüssen, Wäldern, Gebirgen, Steinbrüchen und Stollen: ein Archiv materialisierter Zeit. Während drei Monaten im Frühjahr 2017 hat sie die in der Natur vorgefundenen Gegenstände vor Ort zu einem Turm aufgeschichtet, in Etappen von zwanzig,

manchmal dreissig Zentimetern pro Tag, unterstützt von vier Mitarbeitern. Jeder dieser Tage hat mit einer Begehung des Materiallagers angefangen, mit der Auswahl der in der nächsten Etappe zu verarbeitenden Stücke. Jeder dieser Tage ist vergangen mit dem Herbeischaffen, Platzieren, Komponieren und Verankern der Materialien in einer Gussform, bevor er mit dem Eingiessen der obersten Schicht in einer eigens für diesen Zweck zusammengesetzten Betonmischung geendet hat. Nachdem der Monolith seine vorgesehene Höhe erreicht hat und der Beton vollständig trocken geworden ist, sind die äussersten siebzehn Zentimeter seiner vier Aussenseiten während weiterer sechs Monate mit einer Diamantseilsäge abgeschnitten worden, Zentimeter um Zentimeter, bis die eingegossenen Fundgegenstände frei- und die Entstehung des Monolithen offengelegt worden sind. Jeder dieser Tage ist ein Arbeitstag gewesen, und der Arbeitstitel dazu: „Wie tief ist die Zeit?“ in Anführungszeichen.

Der erste Gedanke hat die Zeit schon beinahe vergessen, stellen wir fest. Er fragt bereits nach dem Raum. Aus der tiefschwarzen, endlosen Leere ist ein in alle Richtungen grenzenloser Weltenraum geworden. Ein Raum voller Tatsachen und Möglichkeiten, voller Erinnerungen und Erwartungen, voller Vorstellungen und Begehrlichkeiten, voller alter Ängste und junger Hoffnungen und, natürlich, voller Träume. Zunächst fassungslos starren wir hinein und hinaus in den Raum und sehen und hören und fühlen es ganz deutlich: Dieser Raum ist *niemals* leer gewesen, ebenso wenig leer wie er jemals ganz und gar erfüllt sein wird. Wir können ihn durchträumen und zerdenken, durchdringen und zerteilen wie auch immer und so oft wir wollen – er bleibt von allem Anfang an derselbe, der er zuallerletzt sein wird, wenn alle Träume und Welten enden: ein Raum für alles Mögliche und doch bloss dieser eine Raum für uns alle. Und kaum haben wir ihn als unseren Weltenraum erträumt, in dem alles aufgehoben und aufgefasst ist, was zu erdenken und zu erträumen überhaupt menschenmöglich wäre, ist es schon wahr und wahrhaftig da gewesen: vom unergründlichen Schweigen der Sterne bis zum Stöhnen und Wimmern und Kreischen des prallen Lebens und Sterbens. Alles da. Alles erlebt. Alles in lebhaft erträumter Erinnerung.

Wie er da steht und träumt, inmitten all der hellwachen Architektur und all der Menschen, die ihn nur entweder ignorieren oder aber tief in seinen Traum hinabgezogen werden können, würde man den Monolithen vielleicht durchaus für Kunst am Bau halten wollen. Und wahrscheinlich ist er das einst auch gewesen; damals, als an die Künstlerin der Auftrag erging, ihn in die Welt zu setzen, verbunden etwa mit der sinnbildlichen Frage wie derart „prekäre“ und „instabile Schichtungen“ von kleinsten und grössten Einzelheiten zu „innerem Zusammenhalt“ finden, oder wie in zusehends „virtuelleren“ und „substanzloseren“ Räumen und Zeiten die je eigene „existenzielle Sicherheit“ und „innere Stabilität“ zu wahren oder wiederzugewinnen sei. Doch im Lauf der Zeit, in welcher der Monolith erahnt, ersonnen und erarbeitet worden ist, hat er nicht nur die Kunst und die Künstlerin, sondern auch und vor allem das je Eigene hinter sich gelassen. Er hat aufgehört, sinnbildliche Fragen aufzuwerfen. Wie er da steht und träumt, stellt er lediglich die eine Sinnfrage in den Raum, in der alle übrigen erfasst und begriffen sind: die gänzlich sinnbildfreie Frage nach dem Einen und Ganzen, die allein in diesem einen und ganzen ewigen Traum überhaupt zu fassen ist: als wieder und wieder erträumte gemeinsame Erinnerung.

Alles da gewesen. Alles erlebt. Und noch bevor die lebhaft erträumte Erinnerung verblasst ist: alles *anders*. Eine andere tiefschwarzgrenzenlose Leere, ein anderer

Rhythmus im Herzen einer anderen urgründlichsten Finsternis. Eine andere Zeit, und ein anderer erster Gedanke: *Wie tief ist der Raum?* –

Für einen Moment meinen wir den Traum verstanden und in einen klaren Gedanken gefasst zu haben: Aus diesem Traum gibt es kein Erwachen. Er dauert viele, vielleicht sogar ungezählte Ewigkeiten lang, und die erträumten Erinnerungen nehmen kein Ende. Dieser Traum ist offenbar nicht in eine herzählbare Geschichte zu fassen. Er ist vielmehr ein Ritual: ein ritueller Traum. Unser aller wieder und wieder erinnerter Traum von Raum und Zeit.

Demnach wäre der Monolith, wie er da steht und träumt, viel eher ein kultisches als ein künstlerisches Objekt. Ein „Monument“ im ursprünglichsten und wörtlichsten Sinn, sowohl in seiner rituellen Entstehung als auch in seiner Erscheinung, in der die Entstehung jederzeit unmittelbar gegenwärtig ist. Das ist kaum erstaunlich angesichts der Tatsache, dass sich Katja Schenkers Arbeiten gerade dadurch auszeichnen, dass sie stets performativ und plastisch zugleich sind. Die Entstehung ihrer Skulpturen ist ein wesentlicher, ein unbedingt sicht- und nachvollziehbarer Bestandteil des ästhetischen Erlebnisses: Die Skulptur ist zunächst und vor allem eine plastische Erinnerung an den Vorgang, durch den sie in die Welt gesetzt worden ist. Erstaunlich ist hingegen, wie sich der Monolith von seiner Bestimmung zum „Werk“ eigenmächtig und mit dem grösstmöglichen Nachdruck, den ein von Menschen geschaffenes Objekt aufzubringen vermag, befreit hat. Und so erklärt sich die unzweifelhaft sakrale Aura von selbst, die ihn umgibt und sich bei jeder Annäherung aufs Neue aufbaut: Sie ist weder ein poetisches noch ein rationales Merkmal seiner Gestaltung, sondern die magische Essenz dessen, wie er geworden ist, was er ist: ein Monument des Traums von Raum und Zeit.

Wiewohl er nie allein geträumt und daher keine herzählbare Geschichte ist, entbirgt der Traum allmählich, wovon er handelt; nach ungezählten wieder und wieder erträumten Erinnerungen des Weltganzen in Zeit und Raum und nachdem der anfängliche Anfang schon beinahe am äussersten Horizont entschwunden ist. Eher intuitiv als verstehend, eher in allgemeinen als in je eigenen Begriffen, beginnt sich abermals ein neuer erster Gedanke auszuformulieren. Und diesmal ist der erste Gedanke nicht eine Frage, sondern der Keim einer beinahe schon vergessenen Gewissheit: Dieser in seiner unergründlichen Tiefe erträumte und erfahrene Raum, durchwaltet von dieser in ihrer unergründlichen Tiefe erträumten und erfahrenen Zeit, ist *nie* und *nirgends* auch nur näherungsweise *wirklich* gewesen als ausschliesslich in diesem einen und ganzen Traum ... – – –

Und dann, lange bevor dieser ahnungsweise auskeimende Gedanke zu Ende gedacht ist: jähes, blankes Entsetzen. Nicht auszudenken, dass dieser Traum jemals ausgeträumt sein könnte! Nicht auszudenken, dass er nicht ewig andauern und dass darauf ein plötzliches Erwachen folgen sollte! Nicht auszudenken, dass da vielleicht keine tiefschwarze und grenzenlose Leere mehr wäre, sondern beispielsweise ein gleissend weisses, haarscharf umgrenztes und hellwaches Nichts, hinter dem sich eine räumliche oder zeitliche Tiefe nicht einmal vermuten, geschweige denn erträumen liesse ...! –

Und dann, einen flüchtigen Augenblick bevor der ahnungsweise auskeimende Gedanke zu Ende gedacht ist, stellen wir uns inmitten eines hellwachen Umraums einen Monolithen aus in Beton eingegossenen Naturgegenständen vor: ein monumentales traumgeborenes Stück verdichteten Raums aus materialisierter Zeit. Und wie wir uns um ihn versammeln, wie er da steht und weiter träumt, ganz und gar durch-

drungen von der tröstlich tiefgründenden Magie gemeinsam wiedererinnerten Raums in gemeinsam wiedererträumter Zeit, zerstreut er unsere allerletzten Zweifel, dass dieser Traum ein heiliger Traum ist.

„Siehst du die Spinne?“ – „Ja,“ sagte Balaki. „Ich sehe die Spinne in ihrem Netz herumkrabbeln.“ – „Wir sind die Spinne“, sagte der König. „Wir spinnen unser Leben und krabbeln darin herum. Wir sind wie der Träumer, der träumt und fortan in diesem Traum lebt. Das ist die ganze Wahrheit des Weltganzen. Deshalb sagen wir, dass der Schöpfer in seine Schöpfung eintrat, nachdem er sie geschaffen hatte. Und es ist auch die ganze Wahrheit über uns selbst: Wir schaffen unsere Welt, bevor wir in sie eintreten.“

(Brihadaranyaka-Upanischad, Indien, ~ 700 v. Chr., übersetzt aufgrund der Vorlagen von Thomas Egenes)